



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 1. Mai 1910.

(Zentrum und Kali-Arbeiter. — Kalipreise. — Wertzuwachssteuer. — Das Preussische Wahlrecht. — Die Stellung des Reichskanzlers. — Elsaß-Lothringen.)

Das politische Leben der vergangenen Woche zeigte mit besondrer Schärfe, wie sehr alle an der Politik beteiligten Faktoren bestrebt sind, bereits durch ihre gegenwärtig getroffenen Entscheidungen und Maßnahmen auf die im Jahre 1911 kommenden Reichstagswahlen hinzuwirken. Die Regierung strebt den Ausgleich der bürgerlichen Parteien mit Einschluß des Zentrums an, um die Sozialdemokratie um so wirksamer bekämpfen zu können; die bürgerlichen Parteien treten mit allerhand Forderungen auf, die sonst nur auf dem Wunschzettel der sozialdemokratischen Partei stehn, hauptsächlich um später den Massen im Wahlkampf sagen zu können: Seht, wie wir um euer Wohlbefinden besorgt sind! Das Zentrum hat mit seiner Forderung in der Kalikommission, den in der Kali-Industrie beschäftigten Arbeitern solle eine Beteiligung am Reingewinn über den Lohn hinaus zugesichert werden, den Anfang gemacht, und den andern bürgerlichen Parteien bleibt eben im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen scheinbar nichts andres zu tun übrig, als diesem Antrag ihre Sympathien auszudrücken. Das ist denn doch ein höchst gefährlicher Weg, auf den unsre industrielle Entwicklung geleitet werden soll. Wenn die Beteiligung der Arbeiter am Gewinn durch einen Gesetzgebungsakt erst prinzipiell in einem Industriezweige eingeführt ist, dann wird die notwendige Folge sein, daß sie auch für andre Zweige nachdrücklich gefordert werden wird. Dann aber wird die Lage sowohl der Regierung wie der Unternehmer gegenüber den Fordernden erheblich schwieriger wie heute sein. Denn man wird einem Teil der Industriearbeiter nicht gut abschlagen können, was man einem andern zugebilligt hat. Ueberdies ist grade die Kali-Industrie durch die Zusammensetzung ihrer Arbeiter am allerwenigsten geeignet, in diesem Punkte bahnbrechend aufzutreten. Der Arbeiterstamm der Kali-Industrie zeichnet sich weder durch eine besondere Bildung, noch durch eigenartige, die Produktion beeinflussende Vorbildung oder durch individuelle Eigenschaften aus, die ihn über die Masse der andern Arbeiter hinausheben möchten. Wir meinen, die Regierung sollte sich nicht auf einen Weg drängen lassen, der in seinen Konsequenzen unüberschbar ist. Möge vorerst die Privatindustrie den Weg beschreiten, der hier vorgeschlagen wird. Besonders die katholischen Zentrumswähler aus der Industrie, soweit sie selbst Unternehmer sind, mögen durch ihr Vorgehn auf ihren eignen Werken zeigen, daß es ihnen mit der Sache ernst ist und daß ihnen die Sache nicht nur ein billiges Agitationsmittel gegen die andern Parteien darstellt. Billig ist das Agitationsmittel aber deshalb, weil es in einem Gebiet angewendet wird, wo die katholischen Zentrumswähler aus den Unternehmern keinen Nachteil davon haben können, — nämlich weil es dort keine gibt!

Anders steht es mit dem Antrag, der die Preise auf Kalidüngemittel zugunsten der heimischen Landwirtschaft auf einer möglichst niedrigen Stufe fixieren möchte. Für diesen Antrag sollten alle bürgerlichen Parteien eintreten, denn hier ist ein Mittel gegeben, das unsre Landwirtschaft gegenüber der andrer Staaten leistungsfähiger macht. Wir meinen sogar, die Reichsregierung hätte sofort nach Bekanntwerden der Möglichkeit des Kali, eine Ausfuhr dieses Erzeugnisses erschweren und eine Politik einschlagen sollen, die auf Monopolisierung durch das Reich hinzielte. Noch jetzt erscheint uns der Weg gangbar. Sollten gegen diesen Vorschlag schwerwiegende Gründe sprechen, die wir nicht übersehn, so meinen wir, sollte es den

landwirtschaftlichen Genossenschaften, Konsumvereinen usw. gegebenenfalls mit Hilfe des Reichs ermöglicht werden, die gesamte Kali-Industrie als Monopol zu erwerben. Jedenfalls dürfte Kali nicht zu den Landeserzeugnissen gehören, die als Ausfuhrgut in erster Linie dazu dienen, Gold ins Land zu ziehen, das nicht der Landwirtschaft, sondern andern Gewerben zugute kommt. Der Export von Kalisalzen müßte um so mehr unterbunden werden, als er sogar indirekt Veranlassung zur Verteuerung der landwirtschaftlichen Produktion wird — z. B. dadurch, daß immer neue Werke entstehen, die, lediglich für den Export arbeitend, in steigendem Maße Arbeitskräfte absorbieren und Kapitalien festlegen. Selbstverständlich müßten die Privatunternehmer, die durch ihre Energie, ihren Fleiß und ihre Intelligenz der Landwirtschaft das Kali förmlich aufgezwungen haben, für ihre bisherigen Leistungen entsprechend entschädigt werden. Wer sich für die Kalifrage näher interessiert, sei auf den Beitrag des Herrn Hink in diesem Heft Seite 211 bis 216 hingewiesen, der sich allerdings auf den Boden des Kalihindikats stellt.

Auch die Einbringung eines Entwurfs, der die Erhebung der Wertzuwachssteuer für das Reich fordert, wird agitatorisch ausgebeutet. In dieser Frage stehen einander wieder einmal der befestigte und bewegliche Besitz scharf gegenüber. Jeder von beiden ist bestrebt, dem andern den Gewinn am Wertzuwachs möglichst zu schmälern, um selbst bei der neuen Steuer möglichst glimpflich davonzukommen. Wir hoffen, daß das wichtige Gesetz in einer Fassung zustande kommen wird, die es zu einer gerechten Maßnahme machen kann. Der vorliegende Entwurf und die darangehängten Anträge zeigen indessen, daß man sich in den maßgeblichen Kreisen noch nicht darüber einig ist, was als gerecht aufgefaßt werden könnte. Infolgedessen dürfte auch die Verabschiedung des Entwurfs vor den Ferien kaum zu erwarten sein.

Unter dem Eindruck kommender Wahlen stehen auch die geheimen und öffentlichen Verhandlungen in der preußischen Wahlrechtsfrage. Der Beschluß des preußischen Herrenhauses vom 29. April hat zwar durch die Annahme des von der Regierung empfohlenen Kompromißantrags Schorlemmer eine gewisse Entlastung der politischen Atmosphäre gebracht. Aber die Erleichterung betrifft doch nicht in erster Linie die Gesamtlage. Zunächst kann eigentlich nur die Regierung ein wenig aufatmen. Denn sie kennt nunmehr ihre Bundesgenossen und diese wieder wissen, was die Regierung will. Es steht nun zu hoffen, daß sich der Regierung bald die Möglichkeit eröffnen wird, stärker und individueller auf den Gang der Politik einzuwirken, als wie es seit dem Abgange des Fürsten Bülow leider der Fall war. Das Herrenhaus hat sich somit ein wichtiges Verdienst um das Land erworben, als es sich auf den Standpunkt der Regierung stellte, und allen den Männern, die sich an dem Einigungswerk beteiligt haben, gebührt Dank. Auch ein großer Teil der Konservativen hat sich wieder auf dem Platz neben der Regierung eingefunden, der für sie der natürlichste ist. Sie haben damit schwere Fehler der vergangenen Monate wenigstens zum Teil ausgeglichen und die preußische Politik kann dadurch nur an Stetigkeit gewinnen. Dieser Teil verkündet durch den Mund der „Kreuzzeitung“, daß er auch im Landtage für die Vorlage, wie sie aus dem Herrenhause verabschiedet wurde, eintreten werde. Leider handelt es sich zunächst nur um einen Teil der Deutsch-Konservativen, denn der agrarische Flügel dieser Partei steht, wenn wir der „Deutschen Tageszeitung“ Glauben schenken dürfen, dem Entwurf auch in der gegenwärtigen Fassung feindlich gegenüber. Es hängt somit zunächst noch nicht von den Nationalliberalen und dem Zentrum ab, ob der Entwurf im Landtage durchkommt, sondern von der Stellung, die Herr von Seydebrand seinem Gefolge vor schreibt. Was

aus der Vorlage wird, läßt sich also auch heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Einstweilen sind einige geschickte Persönlichkeiten am Werk, die Widerstrebenden auf den richtigen Weg zu führen, über dem die Devise steht: Das Vaterland über der Partei!

Dabei ist freilich noch ein Faktor zu berücksichtigen. Wird der Ministerpräsident an seinem Ultimatum vom 27. April festhalten oder wird er sich schließlich doch einer dem Entwurf feindlichen Mehrheit unterwerfen? Wir wollen an den Worten des Herrn von Bethmann Hollweg nicht zweifeln. Aber wir glauben doch einen Eindruck nicht verschweigen zu dürfen, den die Rede des Ministerpräsidenten auf einzelne Mitglieder des Herrenhauses und uns selbst gemacht hat. Die Rede und die Verhandlungen vom 27. April erweckten den Eindruck, als käme es den am meisten beteiligten Faktoren eher darauf an, der Vorlage ein ehrenvolles Begräbnis zu bereiten, als wie sie durchzubringen. Das Auftreten des Herrn Ministerpräsidenten am 27. April hat diesen Eindruck eher bekräftigt als gemildert. Es soll damit nicht wiederholt werden, was der Oberbürgermeister von Königsberg, Herr Körte, der Regierung sagte, daß sie nämlich der Vorlage ohne inneres Interesse gegenüberstehe. Die leidenschaftslose Kühle, mit der Herr von Bethmann den Regierungsstandpunkt vertrat, harmonierte nicht mit den Worten, die er anwandte. Es fehlte jene Zuversicht in Ton und Gebärde, die Schwankende und sogar Widerstrebende mit sich reißt. Bethmann Hollweg sagte seine Rede her, als entledige er sich damit einer ungerne getragenen Verpflichtung. Die Rede war ein Ultimatum, — gewiß, aber kein solches, dessenwegen bis aufs Messer gekämpft werden sollte. Der Herr Ministerpräsident führte keine neuen Argumente ins Feld, um die Vorlage zu stützen, sondern tat lediglich kund, was er haben wolle und was nicht. Es scheint uns da doch mancher Gedanke aufkommen zu müssen, der uns die Zukunft in keinem rosigen Lichte erscheinen läßt.

Wir sehn deshalb auch mit nicht geringer Besorgnis auf die Entwicklung der Elsaß-Lothringer Frage. Die reichsländischen Abgeordneten fordern die Autonomie. Daneben wirkt eine französisch-nationalistische, eine elsässisch-nationalistische und eine freisinnig-internationale Propaganda. Die Regierung will dem Drängen nach Autonomie nachgeben und die Wünsche des eingewanderten deutschen Elements, die wir in Nummer 17 veröffentlichten, nicht berücksichtigen. Wir vermessen bei dieser Angelegenheit auch wieder eine sachgemäße Hinzuziehung der Presse. Elsaß-Lothringen ist mit dem Blute unsrer Väter zurückerobert, daher haben wir als Erben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, über dem Schicksal des Landes zu wachen, daß es deutsch bleibe.

Die Deutsche Tageszeitung verteidigt uns gegen die Auffassung der Magdeburgischen Zeitung, daß wir ein „konservatives“ und „offiziöses“ Organ seien. Wir danken dem Bündlerblatt für die Reklame, die es dadurch für uns in liberalen Kreisen bewirkt. Aber wir bedanken uns auch für die Freundschaft von Leuten, die so skrupellos mit ihren Lesern umspringen, wie die Männer der Deutschen Tageszeitung es zu tun belieben. „Die Grenzboten“, heißt es, „sind nicht konservativ und wollen nicht konservativ sein. Ihre beiden Herausgeber haben bisher in der Hauptsache für mittelparteiliche, ja (entsetzlich!) für freisinnige Blätter geschrieben.“ — Zunächst ist es ein Verstoß gegen den journalistischen Anstand, Personen in die Politik hineinzu ziehen, die damit nichts zu tun haben. Im übrigen betrachten die Grenzboten es als eine Ehre, von anständigen Blättern sowohl als konservativ wie als liberal angesprochen zu werden, da ihnen dadurch bescheinigt wird, daß sie sich über den Parteien halten. Aber sie

wehren sich dagegen, mit den „Konservativen der Deutschen Tageszeitung“ in einen Topf geworfen zu werden. Diese Konservativen sind tatsächlich Demokraten und Materialisten schlimmerer Art als die Sozialdemokraten. Die Sozialdemokraten sind wenigstens ehrliche Feinde der bestehenden Gesellschaftsordnung, die „Konservativen der Deutschen Tageszeitung“ dagegen heimliche, denen nur das engherzigste Klasseninteresse die Richtung weist. Im übrigen bedienen sie sich derselben Mittel gegen ihre Gegner wie die Sozialdemokratie: Terror! — Was nun die Offiziosität der Grenzboten anbelangt, so sei auf unsre früheren Äußerungen hingewiesen, — im übrigen freuen wir uns, wenn unsre Anschauungen mit denen der verantwortlichen Regierung übereinstimmen. Wir möchten auch glauben, daß unsre Auffassung vom Wesen der Deutschen Tageszeitung nicht erheblich von der der amtlichen Kreise abweicht, bitten aber unsre Auslassung nicht als offiziös hinzunehmen.

Die körperliche Züchtigung in höheren Schulen. Die Sammlung der Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen enthält im 42. Bande Seite 221/222 ein Urteil des Reichsgerichts (II. Strafsenat) vom 2. März 1909, das sich mit dem Züchtigungsrecht der Lehrer an den höheren Schulen Preußens befaßt. Da gesetzliche Bestimmungen über die Schulzucht in höheren Schulen nicht bestehen, so geht das Reichsgericht auf die Grundsätze zurück, die sich aus dem Erziehungszweck der Schulen im allgemeinen ergeben. Es erkennt an, daß die Berechtigung und Verpflichtung der Lehrer zur Erziehung sowie die Rücksicht auf die Erhaltung von Ordnung in der Schule die Zulässigkeit von Ordnungs- und Disziplinarstrafen erheischen. Grundsätzlich verneint es aber die Statthaftigkeit von körperlichen Züchtigungen gegenüber Schülern der Untersekunda höherer Lehranstalten (z. B. Realgymnasien).

Das Urteil des Reichsgerichts erscheint nicht unbedenklich, zunächst schon deshalb, weil es zweifelhaft ist, ob die tatsächlichen Voraussetzungen, von denen es ausgeht, ohne Ausnahme für die Untersekunda von humanistischen und Realgymnasien zutreffen. Das Reichsgericht meint, eine Züchtigung, die für Kinder in den niederen Schulen passe, sei auf „Jünglinge“ („junge Leute“) von Bildung nicht anwendbar.

Aber abgesehen davon ist die Ansicht zu bekämpfen, daß die Schule in Untersekunda überhaupt nicht das Recht haben soll, eine Körperstrafe anzuwenden. Die Gymnasiasten und Realgymnasiasten unterscheiden sich vielfach nach ihrer häuslichen Erziehung nicht wesentlich von gewerblichen, z. B. Handwerks-Lehrlingen, denen gegenüber auch das Reichsgericht in den Fortbildungsschulen die Vornahme körperlicher Züchtigungen gestattet. Man mag zugeben, daß die Fälle, in denen bei einem fünfzehnjährigen Gymnasiasten eine körperliche Züchtigung in der Schule erzieherisch angebracht ist, sehr selten sein werden. Aber es kommen Fälle vor — z. B. Fälle grober Unbotmäßigkeit —, in denen sie keinen Ersatz durch andere Schulstrafen findet. Deshalb erscheint ihre grundsätzliche Ausschließung in bestimmten Schulklassen nicht angängig.

Ob man körperliche Züchtigung überhaupt bei der Erziehung der Jugend verwenden soll, darüber gehen die Ansichten auseinander. Ich glaube aber, daß der weit überwiegende Teil des deutschen Volkes sich zugunsten jenes Erziehungsmittels entscheidet. Bei Beurteilung der Frage darf man gelegentlichen traurigen Vorkommnissen kein großes Gewicht beilegen. Gerade der Umstand, daß man auf eindringliche Strafen mehr und mehr verzichtet, ist geeignet, den traurigen Vorkommnissen — Schülerelbstmorden — Vorschub zu leisten. Durch die allzu

zarte Behandlung wird das Gemüt verweichlicht; und wir erleben es daher, daß selbst ein scharfes, aber innerlich begründetes Wort des Tadelns aus dem Munde des Lehrers einen überspannten Schüler zum Selbstmorde treiben kann. — In öffentlichen Schulen darf auch die Rücksichtnahme auf den einzelnen Schüler nicht übertrieben werden. Gewiß soll das Streben der Lehrer dahin gehen, den einzelnen Schüler möglichst in seiner Individualität zu erfassen und zu bilden. Aber dieser Möglichkeit sind Grenzen durch den Gemeinschaftsunterricht und die durchschnittliche Befähigung der Lehrer gezogen. Selbst der befähigste Lehrer und Erzieher kann in einer stark bevölkerten Schulklasse leicht in die Lage kommen, mit Strenge vorgehen zu müssen, noch viel leichter der mittelmäßig begabte Lehrer. Gerade in der jetzigen Zeit, in der viele verderbliche Einflüsse auf ein Schwinden der Autorität in fast allen Lebenslagen hinarbeiten, ist es notwendig, in der Schule die Autorität des Lehrers zu betonen und zu schützen. Und das gilt nicht nur von den Volksschulen, sondern auch von den höheren Schulen, in denen jene Kräfte herangebildet werden, die einst zur Leitung des Volkes bestimmt sind. Gerade die Leiter des Volkes müssen in der Jugend Autorität erfahren, gehorchen gelernt haben, damit sie selbst Gehorsam von anderen zu verlangen verstehen und fähig sind, Autorität geltend zu machen.

Fehlt es bisher an gesetzlichen und Verwaltungsbestimmungen über die Ausübung der Schulzucht in höheren Schulen, so wird es vielleicht Sache der Unterrichtsverwaltung sein, entsprechende Verordnungen zu erlassen. Ich glaube, die große Mehrzahl der deutschen Väter wird mir darin beistimmen, daß den Lehrern das Recht körperlicher Züchtigung ausdrücklich eingeräumt werden muß. In Englands Schulen dient der Stock als Erziehungsmittel bei Böglingen bis zu achtzehn Jahren. Sollte in Deutschland eine körperliche Züchtigung wirklich dem Vierzehn- und Fünfzehnjährigen, selbst Sechzehnjährigen — in geeigneten Fällen — Schaden bringen? Ich glaube es nicht! Das Ehrgefühl können Schläge nur dann gefährlich treffen, wenn sie als etwas ganz Unerhörtes gelten. Das ändert sich aber mit dem Augenblick, in dem sie durch die Schulordnung als ordentliches Strafmittel eingeführt werden. Besäßen unsere höheren Schulen irgendeine wirksame Schulstrafe, so könnte in nicht ganz seltenen Fällen von der Anwendung anderer Abwehrmittel, insbesondere der Verweisung eines Schülers von der Schule, abgesehen werden. Die mehr oder weniger rücksichtsvolle Handhabung von gewissen Erziehungsgrundsätzen wirkt im späteren Leben der Schüler sicherlich nach. Vielleicht bewirkt die weniger rücksichtsvolle Erziehung der jungen Engländer, daß sie als Erwachsene im Leben nicht die Sentimentalität und Rücksichtnahme kennen, welche die Deutschen — zum Schaden des Deutschen Reiches — im allgemeinen auszeichnet.

Eben lese ich in einer Tageszeitung, daß zufolge Verfügung eines Provinzial-Schulkollegiums (für höhere Schulen) auch Schüler der drei unteren Klassen nicht ohne Wissen des Direktors und Ordinarius körperlich gezüchtigt werden dürfen und daß Schläge an den Kopf unter allen Umständen verboten sind. Dem letzteren Verbot wird man unbedenklich zustimmen können. Daß aber eine Erlaubnis des Direktors notwendig ist, wenn ein Lehrer es für angebracht hält, einem Sextaner, Quintaner oder Quartaner einmal die Höschen stramm zu ziehen — an einem Körperteil, an dem notorisch nicht leicht Schaden gestiftet wird —, will wenig einleuchten. Es ist überhaupt verderblich, wenn Schüler wissen, daß der „Herr Direktor“ zwischen ihnen und dem Lehrer steht.

Schließlich darf man die persönlichen Interessen der Lehrer auch nicht ganz außer acht lassen. Es fragt sich nämlich: Was soll und darf ein Lehrer tun,

um sich vor offenbaren Frechheiten von Schülern mittleren und gereifteren, oder auch jungen Alters zu schützen? Solche Frechheiten, welche Beleidigungen des Lehrers enthalten, kommen in den höheren Schulen vor. Sie wirken um so verletzender, als sie von Kindern sogenannter anständiger Eltern ausgehen. Gibt man dem Lehrer in geeigneten Fällen hier kein Züchtigungsrecht, so kann ihm — unter Umständen wenigstens — das Recht der Notwehr denselben Weg weisen, nämlich den einer mäßigen Züchtigung. Und versagt auch dieses Recht, so wird der Lehrer befugt sein, Strafantrag bei Gericht zu stellen. Zulässig würde vielfach eine gerichtliche Strafverfolgung sein. Und mancher Vater, der heute sein dreizehn-, vierzehn- oder selbst fünfzehnjähriges Söhnchen recht sehr gegen vermeintliche Übergriffe des Lehrers in Schutz nimmt, würde vielleicht schnell eine Lektion mit dem Rohrstock den Scherereien und Unannehmlichkeiten eines öffentlichen Strafprozesses vorziehen.

Jurist

„Die heilige Einfalt.“ Novellen von Clara Viebig. E. Fleischel u. Co. 1910.

Paul Heyse ist an seinem achtzigsten Geburtstag ausgiebig und mit aller Berechtigung als Meister der Novelle gepriesen worden. Wie er dem Decamerone des Boccaccio die gestraffte und in sich abgeschlossene Handlung, das zentrale merkwürdige und einprägsame Begebnis: den „Falken“ nachgebildet hat, wie er über die Italiener hinausgewachsen ist, indem er neben die äußere Handlung eine innere setzte, dem schönen Gefäß altitalienischer Novellistik bedeutenden feeltischen Gehalt gab — das ist in hundert Blättern erörtert worden. Liest man Clara Viebigs jüngsten Novellenband, so wird man erkennen, daß der von Heyse betretene Novellenpfad höher hinaufführt, als ihn der alte Meister verfolgt hat, und daß es der Dichterin in ihrer reifen Kunstübung mehrmals geglückt ist, ein bedeutendes Stück weiter aufwärts zu wandern. Dies mag nun sehr befremdlich klingen: die rücksichtslose Realistin, die vor keiner Häßlichkeit bangende Naturalistin neben dem Güter der reinen Schönheit, und nun gar über ihm und noch dazu auf seinem eigenen Felde, auf einem Gebiete, das nicht nur dichterische Gestaltungskraft, sondern auch äußerste Formstrenge erfordert. Und dennoch ist es so und soll bewiesen werden.

„Der Käse“, eine von den sieben nicht gleichwertigen Geschichten des neuen Bandes, handelt von italienischen Bahnarbeitern in Clara Viebigs heimatlicher Eifel. Der brave Luigi Torpiglia spart jeden Groschen und schickt ihn der Frau nach Hause. Dafür beglückt ihn die Dankbare mit einem großen Käse, einem richtigen „Formaggio d' Italia“. Den teilt Luigi mit seinem tüchtigen und neidischen Kameraden Lippo. Als aber Lippo mehr als die ihm früher versprochene Hälfte begehrt, wird sie ihm heftig verweigert, es kommt zu einer Prügelei im Wirtshaus, bei der die Eifelbauern für Luigi Partei ergreifen und den Störenfried Lippo hinauswerfen. Der Nachzüchtige stürzt in voller Wut noch einmal in die Schänke und versetzt Luigi einen sofort tödenden Messerstich. Die Geschichte ist so straff gebaut, so in sich geschlossen wie die Novellen Paul Heyses, der Käse spielt genau so die Falkenrolle, wie das in Heyses „Arrabbiata“ der Biß in die Hand tut. Aber dies sei doch nur das Äußerliche der Heyse'schen Technik, könnte man einwenden; deshalb sei die Handlung doch roh und unschön. Versteht man unter „schön“ nur das Sanfte, Beglättete, so hat das zweite Tadelwort volle Berechtigung. Clara Viebig glättet nichts, weil sie ihre Menschen mit voller Schärfe zu zeichnen liebt. Aber um alle Roheit wird die Erzählung durch ihren tiefen und zarten Seelengehalt gebracht. Luigis Verhältnis zu den Seinen ist als ein kindlich

schönes gezeichnet; der Mörder Lippo erscheint nicht als krasser Bösewicht, sein Reid hat etwas Rührendes, weil es der Reid des einsamen, ungeliebten und liebebedürftigen Menschen auf einen an Liebe reicheren ist. Damit scheint mir die Gleichwertigkeit dieser Erzählung mit den besten Heyfeschen Novellen gegeben. Worin aber besteht nun ihr Überragen? Das kulturell Wertvolle der scharfen Gegenüberstellung italienischer und deutsch-bäuerischer Eigenart, wie es in dieser Geschichte mit kunstvoll wenigen Strichen nebenher geboten wird, trifft man auch in mancher Hervorbringung Heyfes. Aber eines findet sich wohl niemals bei Heyfe und findet sich wieder und wieder bei Clara Viebig. Als Luigi den Käse erhält, da begründet die Dichterin derart seinen Jubel: „den Käse der Heimat! den Käse, den er gegessen hatte, solange er denken konnte . . . den sie schmauften daheim zum roten Wein. Den Käse, den sie bereiteten aus der Milch der Ziegen, die da kletterten auf den beglänzten Bergen am blauen Meer . . . den Käse, bei dem sie ihm „Felicissima notte“ zugetrunken hatten an seinem Hochzeitsmahl . . .“. Hier ist ganz offenbar mehr vorhanden als nur ein seelisches Bedeuten des scheinbar unpoetischen Geschehnisses für den einzelnen. Hier greift die Dichterin über die Gestalt des armen Erdarbeiters hoch hinaus, gibt sie in einem jähen Aufschwung ein Allgemeines, verkörpert sie das halb dumpfe und doch so starke Heimatgefühl schlichter, einfältiger Menschen, der „heiligen Einfalt“ überhaupt. Sie darf diesen Flug ins Allgemeine wagen, ohne sich ins Unklare zu verlieren, weil sie ihn immer nur auf Augenblicke nach sorglichster Wanderung auf festem Boden unternimmt, weil sie nach ihm wieder zum festen Boden zurückkehrt. Sie überträgt damit auf die deutsche Novelle (wie sie es vorher schon auf den deutschen Roman übertragen hatte) das Beste, das eigentlich Wertvolle des Zolaschen Dichtens. — Was ich an der einen Geschichte gezeigt habe, wird man stofflich anders, und doch im letzten Grunde gleich in mehreren Novellen des neuen Buches finden. Nur in den beiden letzten Geschichten, der „Wasserratte“ und dem „Loos“, ist der Aufschwung über das im alten Wortsinn Novellistische nicht so recht zu verspüren.

Victor Klemperer

Paracelsus. Wir befinden uns in einer merkwürdigen gottentfremdeten und doch wiederum an fruchtbaren religiösen Ideen und Empfindungen reichen Zeit, in einer Übergangszeit. Unzweifelhaft kann uns das Heil nur von einer positiven, dem realen Leben zugewandten Weltanschauung kommen, die nicht nur für den Ausnahmemenschen bestimmt ist. Insofern kann das Niesische, der im Grunde doch dem Leben abgewandte Abkömmling Buddhas keine Erfüllung, keine Erlösung bringen. Eher wiederum Christus, der milde und reine Mensch, die starke, sieghafte, von ihren Ideen, ihrem Willen inbrünstig durchdrungene Persönlichkeit. Es gab schon öfter solche Zeiten in der Weltentwicklung. Ich erinnere nur an die Zeit der Aufklärung, an die Zeit Voltaires und Rousseaus. Auch im Mittelalter hat es entschieden derartige Strömungen gegeben, wie z. B. die Schriften der Mystiker beweisen, deren öffentliches Wirken auch vielfach ihrem Denken entsprach. Derartige Bewegungen gingen z. B. von den Franziskanern und Dominikanern aus. Der bekannte deutsche Mystiker Eckhart, dessen Schriften neuerdings wieder herausgefunden und neu herausgegeben werden, war ein Dominikaner. Sein Wirkungskreis — er war Revisor der Klöster — erstreckte sich fast über das ganze damalige Deutschland. Solch ein Zeitalter war auch das der deutschen Renaissance, des Humanismus, der Reformation. Die verschiedensten Ideen und Weltanschauungen wirkten auch damals und bewegten die Gemüter der Menschen, insbesondere der Gebildeten, der Gelehrten. Nicht nur der Protestantismus erstand damals, sondern

auch eine Wiedergeburt der griechischen Philosophie fand statt. Religiöse Empfindungen regten sich damals schon, die man später als theistische und pantheistische bezeichnet hat. Männer wie Erasmus von Rotterdam und Sebastian Frand standen dem Katholizismus wie dem Protestantismus gleich kritisch gegenüber. Andere fanden in dem neuen religiösen Empfinden, im Naturgefühl, ihre Herzensruhe. Zu diesen gehört der vielgeschmähte und vielverkannte Theophrastus Paracelsus, der kein Zauberer, kein Charlatan, wie etwa Vascaris, Cagliostro u. a., war, sondern ein wahrhaft menschenfreundlicher Arzt und ein Naturforscher ersten Ranges, außerdem ein Philosoph und Theologe von höchster Originalität.

Vierhundertsechzehn Jahre sind seit seiner Geburt dahingegangen — Paracelsus wurde geboren am 10. November des Jahres 1493 — und dennoch berühren uns seine Ideen seltsam neu und modern. Ich möchte, bevor ich auf die Weltanschauung dieses Propheten und Märtyrers seiner Überzeugung eingehe, einen kurzen Überblick über sein an inneren Kämpfen, an Enttäuschungen, an Schmerzen und Sorgen reiches Leben geben (vgl. auch die vortreffliche Schrift über Paracelsus von Franz Strunz: „Theophrastus Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der deutschen Renaissance“. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig).

Theophrastus Bombast von Hohenheim war ein Abkömmling der alten württembergischen Adelsfamilie der Bombaste von Hohenheim, deren Stammschloß Hohenheim beim Dorfe Plieningen in der Umgebung von Stuttgart liegt. Sein Vater war der Gelehrte Wilhelm Bombast von Hohenheim, ein unter Abt Konrad von Hohenfischberg in Einsiedeln ansässig gewordener Arzt. Theophrastus selbst wurde geboren in Einsiedeln. Unter seinen Lehrern werden genannt der hochgelehrte Polyhistor Johannes Trithemius (1462—1516), der zu den ersten deutschen Alchimisten des 15. Jahrhunderts gehörte, ferner der Chemiker Sigmund Föger von Friedberg, in dessen metallurgischem Laboratorium Theophrastus einen reichen Fond chemischer, mineralogischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse unzweifelhaft in sich aufgenommen hat. Wahrscheinlich bezog er dann die hohe Schule. Er hat in diesen Jahren, wie er selbst berichtet, in Italien, Frankreich, Spanien, England, ganz Österreich und den östlichen deutschen Marken Erfahrungen über die verschiedenen Arzneien gesammelt, wobei er oft zweifelhaft wurde über den Wert derselben. Dennoch hat ihn diese Wissenschaft immer wieder angezogen. Er gelangte zu der Überzeugung, daß der Arzt durch die verschiedensten Länder gewandert sein müsse, um die verschiedenen Krankheiten und ihre Heilmittel richtig erkennen zu können, und daß die Krankheit individuell behandelt werden müsse. Mit dieser Überzeugung widersprach er durchaus der herrschenden Meinung, die nicht an die Heilkraft eigentlicher Arzneien, die aus pflanzlichen und mineralischen Substanzen gewonnen wurden, glaubte, vielmehr den Verlauf der Krankheit abhängig machte von der richtigen und genauen, stets gleichartigen Anwendung gewisser Manipulationen (wie Aderlaß, Schröpfen) und Abführungsmittel und von dem Gebrauch widersinnigster, zumeist aus Bestandteilen und Aussonderungen des tierischen, ja menschlichen Körpers gewonnenen Pulvern, Pillen und Mixturen. Wegen dieser Lehren wurde Paracelsus auch bald angegriffen, in Straßburg, von wo er sich 1526 nach Basel begab. Hier war er eine Zeitlang Universitätsprofessor und Stadtarzt. Hier, wo Erasmus, Decolampadius, Hans Holbein d. J. längere Zeit geweilt hatten, herrschte der Geist der wiedererstandenen Antike. Paracelsus begann seine Tätigkeit als Universitätsprofessor mit einem Programm an die Studentenschaft, in welchem er sich scharf gegen das herrschende griechisch-

arabische System der Medizin aussprach. Aber auch hier waren der Andersgläubigen so viele, daß er schließlich aus der Stadt fliehen mußte. Er weilte u. a. dann in Nürnberg, wo er vielleicht mit Sebastian Franck, dem freisinnigen Theologen, verkehrt hat. Auch Andreas Osiander (1498—1552) ist zu Paracelsus in seiner Nürnberger Zeit in Beziehung zu bringen. „Im Dezember 1529“, berichtet Strunz, „zog P., auf dem Wege gegen Regensburg befindlich, nach dem weltvergessenen Berichthausen im Labertale. Hier reisten allmählich seine zwei persönlichsten Werke: „Paramirum“ und „Paragramm“. Sie sind der breite Untergrund seiner Philosophie und Medizin, für Hohenheims Naturwissenschaft und Begriffssymbolik sozusagen die dauerhafte und farbenkräftige Folie, die auf einen erfüllenden Gesamteindruck zusammenstimmt und abtönt. Das sind die zwei Bücher, an die man denkt, wenn überhaupt der Name Hohenheim genannt wird. 1531 weilte er in St. Gallen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Salzburg, wo er am 24. September 1541 starb und auch begraben wurde.“

Im Anschluß an seine Biographie des Paracelsus gibt Strunz in der genannten Schrift eine vortreffliche Charakteristik des Gelehrten, und zwar auf Grund des von dem hochverdienten Paracelsusforscher Karl Sudhoff neu erschlossenen handschriftlichen Materials. Etwas anderes ist die Charakteristik ausgefallen, die Emil Reiche in seinem Buch: „Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit“ gibt (7. Band der Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“. Mit 130 Abbildungen nach den Originalen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Verlag bei Eugen Diederichs in Leipzig). Diese letztere Darstellung ist gerade deshalb so interessant, weil sie nicht nur ein vortreffliches, wenn auch etwas dunkel gefärbtes Stimmungsbild von jener Zeit gibt, sondern eben auch den Paracelsus nicht in so hellem Lichte erscheinen läßt als die von Strunz. Es war in der Tat eine merkwürdige Zeit, in der Paracelsus lebte, von Licht und Finsternis in gleichem Maße durchfloßen. Charakteristisch für sie ist, daß in ihr der Aberglaube noch so fest wurzelt, daß selbst hochbedeutende Vertreter des Humanismus, wie Trithemius und der Tübinger Poet und Professor Heinrich Bebel, sich fanatisch für die Hexenverbrennung ausgesprochen haben. Man muß bedenken, daß die griechische Philosophie nicht in reiner Form, nicht direkt von der Quelle unseren Vorfahren übermittelt wurde, vielmehr bereits durchsezt von Irrlehren, von den noch halb mittelalterlichen Ideen der italienischen Humanisten. Eine Hauptrolle in diesem italienischen Platonismus spielt, wie Reiche mit Recht hervorhebt, die Dämonenlehre, durch welche der finstere Volksglaube an Teufel und Hexen neue Nahrung erhielt. Einen besonderen Einfluß aber übte die jüdische Geheimlehre der Kabbala aus.

So schreibt auch Paracelsus: „Verne artem cabbalisticam, die schließt alles auf.“ Nach seiner Ansicht schwingt sich der siderische (Astral-) Leib des Menschen, wenn wir schlafen, zu seinen Vätern auf. Er hält Gespräche mit seinem Gestirn. „Auch nach dem Tode kehrt er wieder in die Gestirne zurück, sowie der Erdenleib in den allgemeinen Schoß des Irdischen.“ Im Menschen sind drei Welten vereinigt, die körperliche Welt, die unsterbliche Seele und die Astralwelt, deren Repräsentant der zeitige, siderische oder Astralleib ist. Dieser kann durch die Natur hindurchsehen wie durch Glas, die inneren Eigenschaften der Körper und alle Kleinigkeiten seiner Mitmenschen erschauen. „Es ist möglich, daß mein Geist ohne des Leibes Hilfe durch inbrünstiges Wort allein und ohne Schwert einen anderen steche oder verwunde“, und „die strenge Imagination eines anderen wieder vermag auch zu töten“ sind, wie Reiche hervorhebt, des Paracelsus eigene Worte. Man wird hierbei auch an gewisse Experimente moderner Hypnotiseure erinnert.

„Die Geschichten der Erden geschehen im Himmel, ehe dies auf Erden angegangen und geschehen ist. Als so einen träumt, das morgen geschieht, also läuft der Himmel vor und tut alle Werke, die nachher der Mensch auf Erden vollbringt“ (Paracelsus). „Die Gestirne werden von Geistern höherer Art bewohnt, die die Schicksale der Menschen regieren. Was in der großen Welt, im Makrokosmos, der Jupiter, das ist Mikrokosmos im Menschen, der Quintessenz der großen Welt, die Lunge. Ebenso ist die Sonne das Herz, die Milz Saturn, die Nieren Venus usw. Nichts ist tot in der Natur, die Erde atmet, so auch die Pflanzen“ (man wird hier wieder an gewisse moderne Ideen von Fehner u. a. erinnert). Aber man höre Reiche weiter: „Die Rinde ist die Haut der Pflanzen, die Blätter sind ihre Haare, die Wurzel ihr Mund und ihr Magen, Harz und Gummi ihre Exkremente. Nicht anders die Steine. Auch sie leben, sie essen und trinken und geben Ausleerungen von sich. In allen vier Elementen sind unendlich viele geistige Substanzen, im Wasser die Nymphen oder Undinen, in der Luft Sylvanen, in der Erde die Gnomen, im Feuer die Salamander. Sie sind wie die reinen Geister durchsichtig und unglaublich schnell, haben aber auch Körper wie die Menschen, leben, essen und sprechen wie diese; wenn sie aber sterben, bleibt keine Seele zurück, denn sie haben keine. Wir sehen, selbst Anklänge aus Märchen machen sich bemerkbar.“ Soweit Reiche. In wunderbarer Weise verquicken sich in solchen Anschauungen Poesie, Volksglaube, Irrtum und Ahnungen. Mag man diese astrologischen Phantastereien einen Wahn nennen, es verrät sich doch in solcher Vorstellungsweise das edle Naturgefühl der Germanen, die Sehnsucht nach einer universalen Weltanschauung, für die auch das Kleinste Sinn und Bedeutung hat. Daß Paracelsus ein überaus starkes Naturgefühl besessen habe, gerade

Die Freunde der „Grenzboten“

werden höflichst gebeten, während der bald beginnenden Reisezeit das Blatt in allen Lesezimmern der Hotels, Kaffees, Bäder, Überseedampfer, sowie auf den Bahnhöfen usw. zu fordern. :: :: :: :: :: ::

diese Eigenschaft hebt Strunz als die hervorragendste und bedeutsamste des Gelehrten hervor. Aus dem Wirken des Paracelsus spricht zudem ein solcher Idealismus und andererseits ein so lebensstüchtiger, positiver Realismus, daß man auch ohne das Zeugnis der Schriften annehmen müßte, seine Persönlichkeit bedeute mehr als einen klugen Märchendichter und -deuter. Mit Recht hebt Strunz an der Hand der Schriften hervor, daß Paracelsus jene immanente Frömmigkeit besaß, die wir noch heute in den klassischen Mystikern bewundern. „Hierin stand er wohl gegen Rationalismus und jene transzendente Religion. Er hat in der Natur Gott gesehen, im Makrokosmos, im selben Maße wie er im Mikrokosmos, d. i. in dem Menschen, den Abglanz des göttlichen Lichtes bewunderte. Seine praktischen Konsequenzen sind die Ethik des christlichen Humanismus. Eine enge Verbrüderung sich liebender Gotteskinder soll aus einer sittlichen Menschheit herauswachsen, Menschenbewußtsein und die Erkenntnis des unendlichen Werts der Seele entflamme die innere Persönlichkeit. Diese Welt mit ihren tausenden Formen und Kräften ist sowohl in ihrer Einheit und im Kleinsten als auch in ihren inneren Zusammenhängen die Offenbarungsstätte Gottes, die Natur die treueste Freundin und Helferin der Kranken und Schwachen, der Reichen und Bedürftigen.“

Die beiden bedeutendsten Werke des P., „Paragranum“ und „Paramirum“, sind übrigens in dem genannten Verlage in Neuauflagen und in vornehmer, stilvoller Ausstattung herausgegeben worden. Diese Schriften erscheinen in dem Deutsch des Paracelsus. Vielleicht wäre eine Übertragung in unser Deutsch mit Beibehaltung alter Wortwendungen und -stellungen und des alten Tones der Sprache manchem erwünschter gewesen.

Hans Benzmann (Steglitz)

Höchste Auszeichnungen.

Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL

HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW.19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher:

Amt I, 1035, 2619.